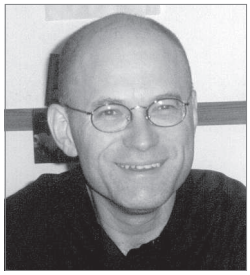
Der Sound der Worte

Von der Kunst des Übersetzens

■ CORNELIUS HELL



Cornelius Hell, Germanist und Theologe, ist Leiter des Feuilletons der Wochenzeitschrift „Die Furche". Überdies Übersetzer und Herausgeber litauischer Literatur, Gestalter zahlreicher Radiosendungen zu Themen der Literatur, Philosophie und Religion.

Mit dem Übersetzen hat alles begonnen. Denn als ich 1962 in die Volksschule von Rußbach am Pass Gschütt kam, hat der Lehrer aus der Stadt Salzburg die Kinder kaum verstanden. Und sie ihn genauso wenig. Ich, der ich erst als Dreijähriger ins Dorf gekommen war, konnte Dialekt wie Schriftsprache sprechen und gelegentlich dolmetschen.

Heute spreche ich diesen Dialekt nicht mehr fließend. Doch an einzelnen exotischen Wörtern hängt noch immer mein Herz; mit meiner Mutter kann ich sie noch gelegentlich verwenden. Schreiben kann ich sie nicht, weil sie Laute enthalten, von deren Verschriftlichung ich keine Ahnung habe, aber übersetzen kann ich sie – und merke mit Entsetzen, dass dann nichts davon übrigbleibt, weil dabei nicht nur alle Konnotationen verloren gehen, sondern vor allem der Klang. Meine Kindheit hat ja in erster Linie mit Klang zu tun – nicht mit irgendwelchen aus dem Dialekt herausdestillierbaren und in die Hochsprache „verschiebbaren" Wortbedeutungen.

20 Jahre später habe ich mich noch einmal in eine exotische Sprache begeben: ins Litauische, das ich als Germanistik-Lektor an der Universität Vilnius gelernt habe. Am Anfang war mir manchmal, als könnte ich mich in der neuen Sprache vor der Welt verstecken: In Wörter, die nur mir gehörten, denn ich eroberte sie mir als etwas Neues und Besonderes, während sie für die Litauer alltäglich und selbstverständlich waren und im fernen Österreich niemand eine Ahnung davon hatte. Manchmal kam es mir vor, als bekämen die Dinge und meine täglichen Tätigkeiten einen neuen Glanz von diesen neuen Worten, mit denen ich sie nennen hörte und immer besser benennen konnte. Einen Glanz, der für mich noch immer in der Stadt Vilnius liegt.

Wenn ich hinkomme, sind die aufregendsten Stunden des Anfangs oft jene, in denen ich allein sein und den Gesprächen Unbekannter lauschen kann, um in den Sound der Stadt einzuschwingen. Nicht, dass ich nicht gelegentlich auch in Österreich litauisch höre, aber es klingt nicht so wie in Vilnius.

Viel hat sich geändert seit dem Jahr 1984, als ich zum ersten Mal hingekommen bin, auch im Sprechen der Menschen: Sie sprechen lauter und bestimmter auf der Straße, scheint mir; aber der Sound ist doch derselbe geblieben. Darum muss ich auch einmal im Jahr hinfahren. Natürlich auch wegen der Menschen, die mir lieb sind; und wegen der neuen Bücher und unzähliger Angelegenheiten als Übersetzer und Journalist. Aber auch wegen des Sounds. Um ihn zu hören. Und zu spüren, dass ich ihn nicht hörbar machen kann. Auch und gerade nicht in den Übersetzungen. Aber ich kann noch wesentlich mehr nicht spürbar werden lassen: Ganze emotionale Welten gehen verloren. In den litauischen Diminutiven drückt sich ein intimes Verhältnis zu nahen Menschen, aber auch zu den Dingen aus. Übersetze ich sie, klingt alles schrecklich naiv (oder ähnlich altmodisch wie die vielen „Väterchen" und „Mütterchen" in den alten Dostojewskij-Übersetzungen); lasse ich sie weg, entsteht ein anderes Weltgefühl. Manches könnte ich sogar leichter in den Dialekt übersetzen – auch in den wienerischen. Der litauische Satz „Einam kavutę išgerti" lässt sich mit „Gemma auf a Kaffetscherl" ganz gut wiedergeben. Und wer das ins Hochdeutsche bringen will, weiß, wie unmöglich Übersetzen eigentlich ist. Es dient nur der Verständigung. Wie primitiv ist der Vorgang der Verständigung gegen die emotionalen Unterströme, die im Satz „Gemma auf a Kaffetscherl" pulsieren.

QUART 3-2007_01-40_DRUCKDATEN.in22 22 05.10.2007 10:08:13

Wer mit dem Kopf an die Wand dieser Unübersetzbarkeit schlägt und weiß, dass im Grunde nichts übersetzbar ist – auch und gerade die Gruß- und Abschiedsformulierungen nicht, die uns die Reiseführer als erstes eintrichtern wollen –, der kann auch wieder alles übersetzen. Denn er jagt nicht mehr der Illusion nach, das nur in seiner eigenen Sprache zugängliche Original in einer fremden Sprache gleichwertig erstehen zu lassen. Der Übersetzer kann nur einen neuen Text schaffen, in dem es Nachklänge des Originals gibt.

Gelegentlich scheint es ja doch auch so etwas wie Gleichklänge zu geben: Namen bewahren etwas von der Aura des Originals. Doch wie sehr beneide ich da zum Beispiel die Italienisch-Übersetzer: Paolo oder Mirella, ein paar Begrüßungsfloskeln in Originalsprache, der Name eines Stadtteils von Rom, eine Lasagne – und schon stellt sich die Italianità im deutschen Text her. Übersetze ich aus dem Litauischen, muss ich den Namen eines Stadtteiles von Vilnius in einer Fußnote erkläre. Ich bin schon froh, wenn der Leser einen Personennamen als solchen erkennt – aussprechen kann er ihn ohnedies nicht. Und daher stellt sich für ihn nur Fremdheit her, aber keine litauische Atmosphäre. Eine historische Erzählung – Gott behüte: Wir haben ja keine Ahnung von der Geschichte dieses Raumes, daher muss jede Anspielung mit dem Fußnoten-„Holzhammer“ erklärt werden.

Mit den verschiedenen Sprachstrukturen kann man zurechtkommen. Wer Latein kann, weiß, wie man Partizipien auflöst. Die Texte werden nur eben länger dabei – was bei Gedichten ziemlich misslich sein kann. Aber dass alle Redewendungen, Sprichwörter und Vergleiche anders funktionieren, ist für den Übersetzer bitter. Soll man das litauische Sprichwort „Jeder Stock hat zwei Enden“ durch das entsprechende deutsche „Jedes Ding hat zwei Seiten“ übersetzen und dadurch die viel konkretere litauische Denk- und Lebenswelt im Text beschädigen oder eher in Kauf nehmen, dass der Satz gar nicht als Sprichwort erkannt wird.

Trotz allem ist die Faszination groß. Denn aus einer kleinen Sprache zu übersetzen bedeutet zuerst einmal, die Welt aus ihrer Perspektive wahrzunehmen. Das ist ein effizientes Training gegen die globalisierte Wahrnehmung, deren großmaschiges Netz die Zentren verbindet und die Ränder, die Peripherien zum Verschwinden bringt. In einer kleinen Kultur verankert zu sein, ist eine Medizin gegen den Irrglauben der Medienkonsumenten, die Welt zu kennen, sich davon zu befreien der Gewinn derer, die sich auf eine kleine Sprache einlassen und aus ihr übersetzen.

Die Genickstarre, die den Blick unentwegt auf den angloamerikanischen und den französischen Sprachraum richten lässt, verhindert, dass der bunte Reichtum kleiner Kulturen wahrgenommen wird. Das entmutigt die Verlage, in denen auch nur selten Kenner kleiner Literaturen sitzen. Initiativen für Übersetzungen kommen daher meist von den Übersetzern. Der Übersetzer muss der Agent seiner Autoren (und sein eigener noch dazu) sein und hat dabei kaum einmal kompetente Gesprächspartner. Die Autoren, die er übersetzen möchte, richten alle Hoffnung auf ihn – oft irrationale Hoffnungen.

Dazu kommt: Eine kleine Literatur wie die litauische wird nicht kontinuierlich wahrgenommen, sondern immer nur anlassbezogen. Anfang der 1990er Jahre, als die baltischen Staaten ihre Unabhängigkeit wiedererlangten, interessierte man sich aus politischen Gründen, dann kam der Litauen-Schwerpunkt der Frankfurter Buchmesse 2002, und jetzt arbeiten wir auf 2009 hin: Da wird 1000 Jahre Litauen gefeiert, zudem werden Vilnius und Linz zusammen die Kulturhauptstädte Europas sein.

Solche Anlässe geben Auftrieb, die Schwierigkeiten zu überwinden. Nur die eine, die allererste Schwierigkeit lässt sich nicht überwinden: Was ein Wort, was ein Satz verliert durch die Übersetzung. Nicht nur der Sound, das Timbre gehen verloren, auch die emotionalen Wertigkeiten – alles, was die Erotik eines Wortes ausmacht. Ich kann das Litauische genauso wenig übersetzen wie den Dialekt meiner Kindheit. Im traurigen Staunen darüber stehe ich jedes Mal neu vor dem Wunder der Sprache. Wäre ich nur im Hochdeutschen zuhause, ich würde nichts davon erfahren.

■ Der Übersetzer kann nur einen neuen Text schaffen, in dem es Nachklänge des Originals gibt.

QUART 3-2007_01-40_DRUCKDATEN.in23 23 05.10.2007 10:08:14